

Über tüchtige Frauen und tüchtige Männer – mit Talenten wuchern

Predigt zum 33. Sonntag i. J. A: Spr 31,10-13.19-20.30-31; 1 Thess 5,1-6; Mt 25,14-30

Die 1. Lesung mit ihrer Rühmung einer tüchtigen Frau hat es in sich, und es lohnt, sich mit ihr etwas näher zu beschäftigen. Die Verse stammen ohne Zweifel aus der Feder eines Mannes, und man kann wohl, zumal als Frau, den Eindruck gewinnen, hier werde – wieder einmal – mit einem männlichen Blick auf das weibliche Geschlecht geschaut und nach männlichen Maßstäben bestimmt, wie eine tüchtige und anständige Frau zu sein habe; sie werde definiert durch ihre Beziehung zum Mann und reduziert auf eine Zierde ihres Gatten, ähnlich wie es zur Zeit der Aufklärung der Schriftsteller Johann Heinrich Campe (1746-1818) beschrieben hatte in seinem Buch von 1789: „Väterlicher Rat an meine Tochter“. Darin wird der Mann mit einer Eiche verglichen, um die sich die Frau wie Efeu rankt, an ihm emporwächst und ihn schmückt. So gesehen möchte man als Frau wohl gar nicht hinhören auf das, was die Bibel da einmal mehr zum Besten gibt.

Aber man kann die Verse auch anders lesen, nämlich als das, was sie zu sein beanspruchen: Wort Gottes, das sich nie als Mittel zur Zementierung gesellschaftlicher Verhältnisse verstand, sondern fast immer als deren Kritik. Und auf einmal beginnt da etwas zu leuchten im Verhältnis der Geschlechter zueinander. Machen wir den Versuch!

Bemerkenswert ist zunächst, dass das Buch der Sprichwörter mit einer Frau beginnt und mit einer Frau endet. Am Anfang steht die *Weisheit*, personifiziert in einer Frau. Nur mit der „Frau Weisheit“ an der Seite kann, so eine Hauptaussage des Buches, das Leben gelingen. Und am Ende – die gehörte 1. Lesung ist dem letzten Kapitel entnommen – begegnet die tüchtige Frau als Beispiel *gelebter* Weisheit.

Das hebräische Wort für tüchtig, *hayil*, drückt mehreres aus: körperliche Kraft, aber auch innere Stärke, Kompetenz und Können in den praktischen Erfordernissen des Alltags, nicht zuletzt einen guten Charakter. „*Wer findet sie?*“, fragt der Verfasser – eine rhetorische Frage, die anzeigt, wie wenig selbstverständlich es ist, eine solche Frau an der Seite zu haben, aber auch wie unersetzbar und notwendig für einen Mann. In diesen Versen geht es nicht um Unter- oder Überordnung, vielmehr begegnet die Frau hier dem Mann ebenbürtig, von Gleich zu Gleich. Und gerade so ist sie wertvoller als „*alle Perlen*“ und nur erdenklichen Reichtümer der Welt. Nicht nach ihnen, sondern nach einer solchen Frau soll sich der Mann ausstrecken.

Und dann ein erstaunlicher Satz: „*Das Herz des Mannes vertraut auf sie ...*“ Üblicherweise gestattet das Alte Testament allein das Vertrauen auf Gott, nicht auf Menschen. Hier ist es offensichtlich anders. Es scheint, dass das Vertrauen des Mannes auf eine gottesfürchtige Frau eine von Gott selbst gewollte Stütze für sein eigenes Vertrauen auf Gott ist.

Er vertraut auf sie aber auch, weil sie mit ihren Händen voll Freude und Lust arbeitet und Gewinn erwirtschaftet, zugleich aber diese Hände den Bedürftigen öffnet sie und den Armen reicht. Mehrung von Wohlstand und ein barmherziges Herz gehören untrennbar zu ihrer Tüchtigkeit.

Schön ist, wenn sie Anmut und Schönheit besitzt, die anderswo im Alten Testament gerühmt, hier aber relativiert werden; denn beides ist vergänglich, im Gegensatz zur unvergänglichen Gottesfurcht.

Und am Ende wird sie nicht mehr gelobt, weil sie gut ist für andere, z.B. für ihren Mann, sondern weil sie schön und lobenswert in sich selbst ist. Wenn sie und ihre Werke sogar am Stadttor gerühmt werden, wo der Ort der Ratsversammlung ist, geht es hier um höchste gesellschaftliche Anerkennung. Und so kann man resümieren: Welch eine Aufwertung der Frau inmitten der damaligen patriarchalen Gesellschaft!

Von hier führt nun ein gerader Weg zum Evangelium, nämlich von der tüchtigen Frau zu den tüchtigen Dienern und Verwaltern des Gleichnisses Jesu, von denen freilich einer ein Versager ist.

Es beginnt mit dem Mann, der auf Reisen geht und sein Vermögen seinen Dienern anvertraut, jedem entsprechend seinen Fähigkeiten. Dieses Auf-Reisen-Gehen meint nicht, er gehe ins Nachbardorf, wo er leicht erreichbar ist oder nach wie vor alles kontrollieren kann. Nein, mit großem Vertrauen übergibt er sein Vermögen den Dienern, überlässt also die Verantwortung dafür ganz ihnen. Erstaunlicherweise formuliert er dabei gar keinen Auftrag. Er geht davon aus, dass schon verstanden wird, was zu tun ist; dass verstanden wird: in der

Gabe liegt zugleich eine Aufgabe. Und tatsächlich – die beiden tüchtigen Diener kapierten es sofort und erwirtschafteten das Doppelte einer großen Summe. Denn ein Talent entspricht 6000 Denare, also 6000 Tagesverdiensten eines einfachen Tagelöhners.

Der dritte Knecht – den der Herr schon ganz gut kennt, denn ihm vertraut er die geringste Summe an – steht seine Angst im Wege. Sie wird im Gleichnis als Grund für sein passives, letztlich bequemes Verhalten genannt. Gelähmt von Furcht vergräbt er das Anvertraute und legt sich auf die faule Haut.

Interessant ist der Dialog, der sich zwischen Herrn und Knecht entspinnt. Der Herr streitet nicht ab, was ihm sein Knecht vorwirft: dass er hart sei und ernte, wo er selbst nicht gesät habe, aber er bestätigt es auch nicht. Vielleicht denkt er: Das Bild von mir hat sich so sehr im Kopf dieses Dieners festgesetzt, dass es einfach nicht mehr herauszubringen ist. Der entscheidende Punkt aber ist: das Vertrauen, das der Herr trotz allem auf den dritten Knecht gesetzt hatte, wurde nicht erwidert. Denn auch wenn es weniger war als das, was er den beiden anderen anvertraute – es handelte sich immer noch um eine große Summe. Weder das Vertrauen zum ihm, dem Herrn, noch das Vertrauen zu sich selbst und seinen eigenen Fähigkeiten brachte also der dritte Diener auf. Die Fehleinschätzung, wer sein Herr ist, aber auch die Fehleinschätzung seiner selbst lassen ihn scheitern.

Welch wichtiger Hinweis für uns! Unser Gottesbild kann so verzerrt, so vergiftet sein, so sehr davon geprägt, dass Gott sofort straft, wenn ich nicht alles richtig mache, dass es einem Menschen nicht nur das Vertrauen auf Gott nimmt, sondern auch alles Zutrauen zu sich selbst. Wir können davon ausgehen: Hätte der Knecht gesagt: *Herr, ich habe es zumindest versucht, aber leider nicht geschafft, das anvertraute Gut wie die anderen zu mehren; aber schau doch auf das Wenige, das ich geschafft habe* – es wäre angenommen worden. Doch das Sich-Einigeln in solche Angst, die mangelnde Bereitschaft, es wenigstens zu versuchen, die anvertrauten Talente und Fähigkeiten zu entfalten, kritisiert Jesus hier heftig. Letztlich sagt er: Jedem Menschen sind Begabungen, Fähigkeiten, Talente mitgegeben, die zu entfalten unsere Berufung ist. Von niemandem sollen wir uns hindern lassen, dies zu tun: weder von einem falschen und verzerrten Gottesbild noch von einem falschen Selbstbild noch von entmutigenden Menschen. Ansonsten stehen wir in Gefahr, unsere Berufung und damit uns selbst restlos zu verfehlen.

Vor diesem Hintergrund möchte ich daher am Schluss drei Fragen stellen: 1. Kann ich glauben, dass Gott mir etwas zutraut, nämlich das mir Anvertraute gut zu entfalten und so Frucht zu bringen, wie es das Johannes-Evangelium ausdrückt? Will ich daher auf das in mich von Gott gesetzte Vertrauen antworten? 2. Gibt es noch Fähigkeiten zu entdecken, die in mir vergraben sind, die in mir brach liegen, weil ich behaupte, ich würde ja doch nichts zustande bringen und doch nur versagen? 3. Bin ich bereit, meine Talente und Fähigkeiten auch für das Reich Gottes einzusetzen? Vielleicht auch in unserer Pfarrei. Das könnte eine Frage in Hinblick auf unsere baldige Pfarrversammlung sein. Welche Antwort wollen wir geben?

Bodo Windolf